Nr. 4 | 2020

BEVÖLKERUNGSFORSCHUNG AKTUELL

Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

WAHRNEHMUNG VON INFERTILITÄT IM LEBENSVERLAUF

Verändert sie sich oder bleibt sie gleich? 3

PUBLIKATION

Neue BiB-Broschüre: Die Folgen der Corona-Krise für Arbeit und Familie

Die Studie verdeutlicht, wie sehr die Krise zu Einschnitten in den Bereichen Arbeit und Bildung sowie im Familienleben geführt hat.

8

NACHGEFRAGT

Wirken sich lokale Bedingungen und nationale Gesundheitspolitiken auf die Sterblichkeit aus?

Sehr wahrscheinlich, sagt der Projektleiter des neuen Projekts REDIM am BiB, Dr. Pavel Grigoriev. Er stellt die Ziele und Hintergründe vor.

9

PUBLIKATION

Scheidung – und dann? Trennungsfolgen im Lebensverlauf

Mit welchen Folgen sich Eltern und ihre Kinder nach einer Trennung in ihrem Lebensverlauf konfrontiert sehen, zeigt ein neuer Sammelband.

11

Editorial

Das Geburtengeschehen in Deutschland hat sich auch im Jahr 2019 nicht tiefgreifend gewandelt. So lag die kürzlich vom Statistischen Bundesamt veröffentlichte zusammengefasste Geburtenziffer des Jahres 2019 bei 1,54 Kindern pro Frau. Damit war das Niveau nur leicht niedriger als in den vorangegangenen Jahren, nachdem die Geburtenziffer zwischen 2006 und 2016 von 1,33 auf 1,59 gestiegen war. Für Forschungsdirektor PD Dr. Martin Bujard vom BiB ist der leichte Rückgang der Geburtenrate kein Zeichen für eine Umkehr der positiven Entwicklung der letzten Zeit. Er interpretiert sie vielmehr als „Seitwärtsbewegung", welche den durch zahlreiche familienpolitische Maßnahmen flankierten Anstieg der Geburtenrate in Deutschland konsolidiert.

Zu den Ursachen für das nach wie vor niedrige Geburtenniveau hat sich über die Jahre eine breite wissenschaftliche Debatte unter Demografen, Soziologen und Ökonomen entwickelt, zu der auch das BiB mit seinen Analysen zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum einen wichtigen Beitrag geliefert hat. Dabei wurde jedoch das Problem der Infertilität, also der ungewollten Kinderlosigkeit infolge von körperlichen Einschränkungen, lange Zeit in der Forschung kaum beachtet. Mittlerweile hat das Interesse an diesem Thema zugenommen. Der Hauptbeitrag dieser Ausgabe präsentiert dazu eine neue Perspektive auf Infertilität im Lebensverlauf. In ihm wird untersucht, inwieweit Frauen und Männer sich selbst als infertil wahrnehmen, wie stabil diese Wahrnehmung im Zeitverlauf ist und von welchen Faktoren Veränderungen in der Selbstwahrnehmung als fertil oder infertil abhängen.

Die Redaktion

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Impressum

Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – Ausgabe 4/2020 – 41. Jahrgang
Schriftleitung: Dr. Sebastian Klüsener
Redaktion: Bernhard Gückel
Redaktionsteam: Inga Laß (i. V.), Michael Mühlichen, Ralina Panova, Nico Stawarz
Layoutkonzept: Ulrike Brunner
Bilder Titelseite und Seite 3: © Heike Herden/Fotolia
Bild Seite 8: © BiB; Bild Seite 10: © Pavel Grigoriev, BiB
Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden
Telefon: (0611) 75 22 35
E-Mail: post@bib.bund.de
De-Mail: kontakt@bib-bund.de-mail.de
Internet: www.bib.bund.de
ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0420201

„Bevölkerungsforschung Aktuell" erscheint alle 2 Monate.
Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden.
Anmeldung für ein Abonnement bitte an bev-aktuell@bib.bund.de.
Die Online-Ausgabe ist auf der Homepage www.bib.bund.de als Download verfügbar.
Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 4/2020 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.

WAHRNEHMUNG VON INFERTILITÄT IM LEBENSVERLAUF*

Verändert sie sich oder bleibt sie gleich?

JASMIN PASSET-WITTIG (BiB)

Dieser Beitrag nimmt eine neue Perspektive auf Infertilität im Lebensverlauf ein. Infertilität lässt sich nach medizinischer Definition als etwas oder deutlich reduzierte Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer Schwangerschaft verstehen. Es wird untersucht, inwieweit Frauen und Männer sich selbst als unfruchtbar wahrnehmen, wie stabil diese Wahrnehmung im Zeitverlauf ist und von welchen Faktoren Veränderungen in der Selbstwahrnehmung abhängen. So haben bei den 35-bis 43-jährigen Frauen im Mittel etwa 9 Prozent und bei den gleichaltrigen Männern etwa 7 Prozent bereits einmal ein Fertilitätsproblem wahrgenommen. Häufig ist diese Wahrnehmung im Zeitverlauf jedoch nicht stabil.

Das wissenschaftliche Interesse an Infertilität hat in der Fertilitätsforschung in den letzten Jahren zugenommen. Die Ursache für das gestiegene Forschungsinteresse liegt nicht zuletzt auch in gewandelten demografischen Verhaltensformen. Insbesondere werden heute viele Geburten in ein Alter verschoben, in dem die Fruchtbarkeit abnimmt. Dadurch ist eine wachsende Zahl an Frauen einem Infertilitätsrisiko ausgesetzt. Gleichzeitig bleiben viele Frauen kinderlos. Dabei können medizinische Gründe eine Rolle spielen. Wie oft das der Fall ist, ist jedoch unklar.

Limitierte Forschungslage

Trotz der zunehmenden Relevanz von Fertilitätsproblemen für die Geburtenentwicklung gibt es nach wie vor kaum sozialwissenschaftliche Forschung zu dem Themenkomplex. Fertilität und Infertilität werden tendenziell als unabhängige Phänomene begriffen, die sich durch unterschiedliche wissenschaftliche Zielgruppen, theoretische Ansätze, Definitionen und Forschungsinteressen voneinander abgrenzen (Johnson et al. 2019). Ausdruck findet diese Beobachtung beispielsweise in dem unter Forscherinnen und Forschern in der Demografie weit verbreiteten Missverständnis, dass es sich bei Infertilität um einen dauerhaften Zustand handelt. Infertilität wird daher immer wieder mit Sterilität gleichgesetzt. Dem widerspricht die Tatsache, dass ein beträchtlicher Anteil von Frauen Infertilität während ihrer reproduktiven Lebensphase erfährt, wobei die Mehrheit von ihnen Kinder hat oder noch bekommt (Helfferich 2001; Oakley, Doyle & Maconochie 2008). Diese Geburten können entweder das Resultat einer normalen Zeugung oder aber einer Kinderwunschbehandlung sein. Darüber hinaus gibt es Hinweise aus einem amerikanischen Survey, dass Wahrnehmungen zur Unfruchtbarkeit über den Zeitverlauf nicht immer stabil sind (Johnson et al. 2019).

Warum dies so ist, wurde bisher empirisch noch wenig untersucht. Klar ist jedoch, dass ein

* Dieser Text ist die gekürzte und übersetzte Fassung des bereits publizierten Artikels:
Passet-Wittig, Jasmin; Bujard, Martin; McQuillan, Julia; Greil, Arthur L. (2020): Is perception of inability to procreate a temporal phenomenon? A longitudinal exploration of changes and determinants among women and men of reproductive age in Germany. In: Advances in Life Course Research 45: 1-13. https://doi.org/10.1016/j.alcr.2020.100339.

umfassenderes Wissen über die medizinischen und sozialen Merkmale von Infertilität die Fertilitätsforschung in die Lage versetzen würde, den Faktor Infertilität besser in ihre Analysen zu integrieren. So könnten neue Einblicke zum Beispiel zu den Risiken ungewollter Schwangerschaften, der Verbindung zwischen Kinderwünschen und ihrer Umsetzung sowie zur Inanspruchnahme von Kinderwunschbehandlungen gewonnen werden.

Forschungsfragen

Ziel dieses Beitrags ist es, die Verbreitung der Selbstwahrnehmung als infertil sowie ihre Stabilität bzw. Instabilität im Zeitverlauf zu untersuchen. Dabei werden beide Geschlechter miteinander verglichen. Es wird davon ausgegangen, dass sich die Selbstwahrnehmung abhängig von der Lebenssituation ändert und darüber hinaus von sozio-strukturellen Merkmalen der Personen beeinflusst wird.

In der Analyse wird zunächst untersucht, inwieweit die Wahrnehmung von Infertilität mit zunehmendem Alter Änderungen unterworfen ist, und ob es dabei Unterschiede zwischen Frauen und Männern gibt. Hieraus sollen auch Erkenntnisse über die Stabilität der Wahrnehmung als infertil über die Zeit gewonnen werden. Hinsichtlich erklärender Faktoren für Veränderungen in der Selbstwahrnehmung werden die Rolle des Gesundheitszustands, der veränderte Einsatz von Verhütungsmitteln und das Vorhandensein einer Partnerin bzw. eines Partners untersucht. Zusätzlich werden auch der Einfluss der Kinderzahl und Unterschiede nach dem formalen Bildungsniveau, nach der Religionszugehörigkeit sowie nach dem Migrationshintergrund betrachtet.

Daten und Analysen

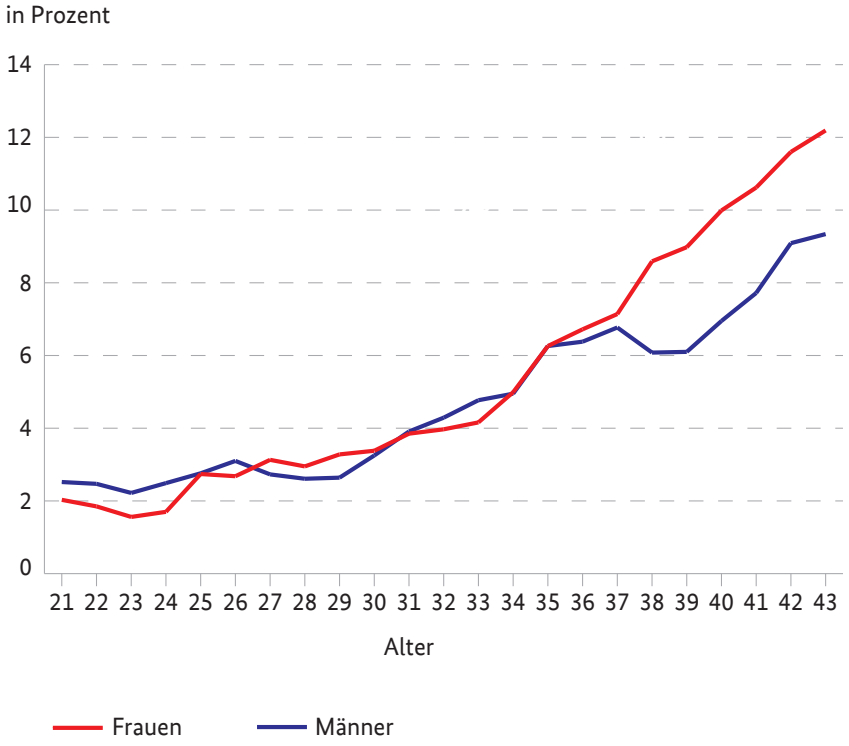
Grundlage der Analysen bilden die Daten von sieben Wellen des Beziehungs- und Familienpanels pairfam („Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“) aus den Jahren 2008/2009 bis 2014/2015 (Brüderl et al. 2016). Der Fokus der Analysen liegt auf heterosexuellen Frauen und Männern zwischen 21 und 43 Jahren. Der untersuchte Analysedatensatz umfasst 4.647 Frauen (16.103 Personenjahre) und 4.356 Männer (14.141 Personenjahre).

Die für die Analyse zentrale Variable „wahrgenommene Infertilität“ wurde erfasst mit der Frage: „Manche Menschen sind körperlich nicht dazu in der Lage, auf natürlichem Wege Kinder zu bekommen bzw. zu zeugen. Soweit Sie es wissen, wäre es für Sie rein körperlich möglich, Kinder zu bekommen bzw. zu zeugen?“ Die möglichen Antwortoptionen lauteten: „Sicher ja“, „Wahrscheinlich ja“, „Wahrscheinlich nein“, „Sicher nein“, „Weiß nicht“ oder „Das möchte ich nicht beantworten“. Die Gruppe der Personen, die sich als infertil wahrnehmen, besteht aus denjenigen, die auf die Frage mit „Wahrscheinlich oder sicher nein“ geantwortet haben. Personen, die „Weiß nicht“ geantwortet haben, wurden nicht weiter untersucht. Für die multivariaten Regressionsanalysen wird das „between-within logit model“ oder „hybrid model“ (Allison 2009) für Paneldaten verwendet. (Zur methodischen Vorgehensweise im Einzelnen siehe auch den zugrundeliegenden Artikel von Passet-Wittig et al. 2020: 7-8).

Ältere sind stärker von Infertilität betroffen

Die mittlere Verbreitung der Einschätzung als infertil über alle Altersgruppen hinweg ist bei Frauen und Männern nahezu gleich (Frauen: 5,6 Prozent; Männer: 4,9 Prozent). Allerdings steigt die Häufigkeit mit dem Alter besonders nach dem 30. Lebensjahr an, wobei bis zum 37. Lebensjahr keine offensichtlichen Geschlechterunterschiede erkennbar sind (Abbildung 1). Danach gibt es bei den Frauen einen Anstieg auf 12,6 Prozent bis zum Alter von 43 Jahren. Bei den Männern bleibt dagegen die Häufigkeit einer wahrgenommenen Einschränkung der Zeugungsfähigkeit im Alter zwischen 35 und 39 Jahren konstant. Erst danach steigt diese bis auf 10,8 Prozent im Alter von 43 Jahren. Der deutliche altersbedingte Anstieg in der Selbstwahr-

ABB. 1: Anteil von sich als infertil wahrnehmenden Personen, nach Alter und Geschlecht (in Prozent)



Anmerkung: Es handelt sich um sogenannte gleitende Mittelwerte über 3 Jahre.
Die pairfam-Daten wurden gewichtet.

Datenquelle: pairfam-Wellen 1, 4-7.

© BiB 2020

nehmung bei den Frauen spiegelt gut die Entwicklung des biologischen Infertilitätsrisikos wider, welches spätestens ab einem Alter von 35 Jahren deutlich zunimmt.

Selbstwahrnehmung als infertil ist instabil über die Zeit

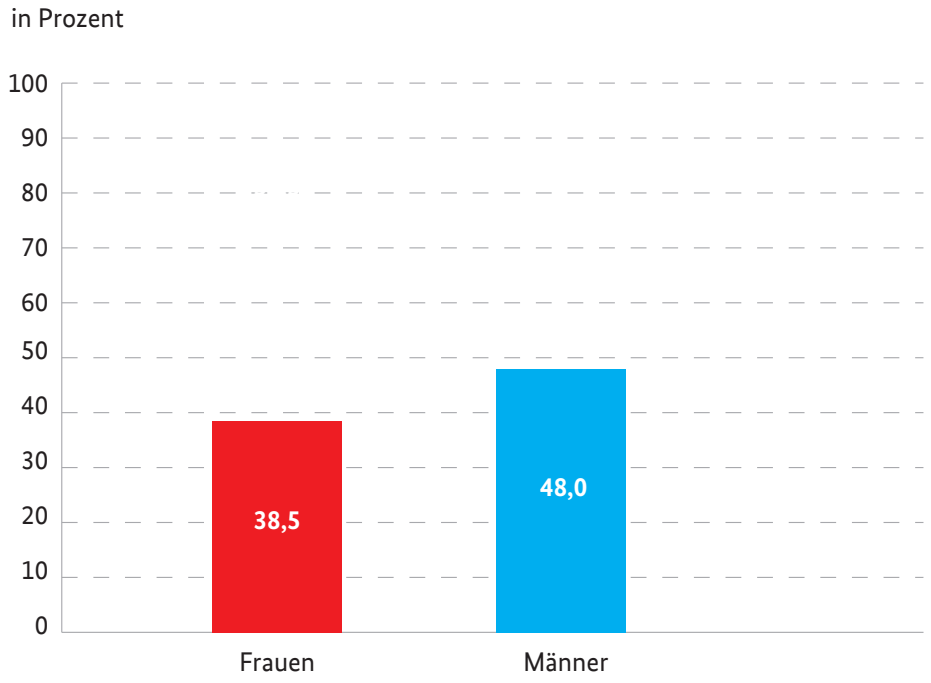
Bei der Betrachtung im Zeitverlauf wird deutlich, wie instabil die Selbstwahrnehmung als unfruchtbar ist: So geben im Durchschnitt unter den Personen, die sich in einem Jahr als (eher) unfruchtbar einschätzten, im nächsten Jahr 39 Prozent der Frauen und 48 Prozent der Männer an, (eher) fruchtbar zu sein. Zudem kommen auch wiederholte Änderungen durchaus vor. Nur für etwa 29 Prozent der Befragten, die sich jemals als unfruchtbar wahrgenommen haben, bleibt dies ein dauerhafter Zustand, der sich im Laufe des siebenjährigen Beobachtungszeitraums nicht ändert.

Grundsätzlich entspricht der Befund den Erwartungen der Autorinnen und Autoren, denn medizinische Infertilität ist selbst kein dauerhaftes Phänomen. Eine Schwangerschaft ist zwar unwahrscheinlicher, aber möglich. Entsprechend ist es problematisch, wenn von Forschenden bei Analysen zur Geburtenentwicklung anhand von pairfam oder dem Generations and Gender Survey die Personen, welche sich selbst als infertil wahrnehmen, aus der Analysestichprobe ausgeschlossen werden.

Wechselnde Lebensumstände und sozio-strukturelle Faktoren beeinflussen die Selbstwahrnehmung als infertil

Um die Veränderungen in der Wahrnehmung von Fertilitätsproblemen besser zu verstehen, wurden weitere multivariate Analysen durchgeführt. Sie belegen, dass bei der Suche nach Ur-

ABB. 2: Durchschnittlicher Anteil von Personen, die von einem Jahr zum nächsten ihre Selbstwahrnehmung von (eher) infertil zu (eher) fertil wechseln (in Prozent)



Datenquelle: pairfam-Wellen 1-7.

© BiB 2020

sachen für den Wandel der Selbstwahrnehmung wechselnde Lebensumstände und strukturelle Bedingungen eine wichtige Rolle spielen. Dazu zählt auch die Verwendung von Verhütungsmitteln. Es zeigt sich, dass der Verzicht auf Verhütungsmittel mit einem höheren Risiko einhergeht, sich selbst als infertil wahrzunehmen. Das könnte damit zusammenhängen, dass sich Frauen und Männer des erhöhten Risikos einer Schwangerschaft bewusst sind und deshalb auch eher Fertilitätsprobleme wahrnehmen. Hier grundsätzlich absichtsvolles Handeln zu unterstellen, also dass der Verzicht auf Verhütung mit einem aktiven Kinderwunsch einhergeht, ist problematisch. Diverse Studien zeigen, dass Menschen gerade bei diesem Thema häufig nicht rational handeln. Leider konnte der Kinderwunsch als Einflussfaktor nicht untersucht werden, da die entsprechende Frage in pairfam nicht an Personen gestellt wurde, die Fertilitätsprobleme wahrnehmen.

Darüber hinaus weisen die Befunde darauf hin, dass Paare Infertilität als gemeinsamen Stressfaktor, der beide betrifft, erleben. Interessanterweise erhöht das Vorhandensein einer Partnerin bzw. eines Partners für sich allein nicht das Risiko, sich als unfruchtbar wahrzunehmen. Von Bedeutung ist allerdings, ob beim Partner Fertilitätsprobleme wahrgenommen werden: Ist dies der Fall, nimmt man sich auch selbst eher als infertil wahr.

Hat eine Frau oder ein Mann bei der ersten Teilnahme an der pairfam-Befragung bereits Kinder, ist die Wahrscheinlichkeit, sich als unfruchtbar wahrzunehmen, reduziert. Da die meisten Kinder auf natürlichem Wege gezeugt wurden, ist anzunehmen, dass Personen mit Kindern aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen davon ausgehen, dass sie Kinder bekommen können. Es könnte allerdings auch sein, dass diejenigen mit Kindern bereits ihre gewünschte Kinderzahl er-

reicht haben und entsprechend weniger Anlass besteht, sich mit der eigenen Fruchtbarkeit auseinanderzusetzen.

Darüber hinaus zeigen sich sozio-strukturelle Unterschiede. Personen mit höherer Bildung nehmen sich seltener als unfruchtbar wahr. Migrantinnen und Migranten der ersten Generation haben dagegen ein erhöhtes Risiko. Dies könnte daran liegen, dass Zugewanderte der ersten Generation noch eine stärker ausgeprägte Familienorientierung haben. Die vorliegenden Befunde zeigen zudem, dass vor allem Männer islamischen Glaubens ein höheres Risiko haben, Fertilitätsprobleme wahrzunehmen als Menschen ohne religiösen Hintergrund.

Fazit

Die Studie zeigt, dass sich Frauen und Männer mit steigendem Alter häufiger als infertil wahrnehmen. Diese Selbstwahrnehmung ist jedoch keineswegs stabil. Nur wenige schätzen sich über den Beobachtungszeitraum von 7 Jahren durchweg als unfruchtbar ein. Somit konnte hier erstmals anhand von Paneldaten gezeigt werden, dass dies für die Betroffenen keineswegs ein dauerhafter Zustand ist. Großen Einfluss auf die Statusänderungen haben dabei sich verändernde Lebensbedingungen wie der Partnerschaftsstatus und die Verhütung und sozio-strukturelle Faktoren wie Bildung oder Migrationshintergrund.

Die Ergebnisse dieser Studie liefern damit einen Beitrag für ein besseres Verständnis der Selbstwahrnehmung als infertil. Ein vertieftes Wissen darüber ist insofern von Bedeutung, als die Fertilitätsforschung dadurch in die Lage versetzt wird, das Thema besser in ihre Untersuchungen zu integrieren. Die Entwicklung von Kinderwünschen sowie die Bedingungen für ihre Realisierung, das Verhütungsverhalten und die Inanspruchnahme der Reproduktionsmedizin können mithilfe des Ansatzes der wahrgenommenen Zeugungsfähigkeit noch besser erklärt werden.

LITERATUR

Allison, Paul D. (2009): Fixed effects regression models: Quantitative applications in the social sciences 160. Los Angeles: Sage Publications.

Brüderl, Josef; Hank, Karsten; Huinink, Johannes; Nauck, Bernhard; Neyer, Franz J.; Walper, Sabine … Hajek, Kristin (2016): The German family panel (pairfam). GESIS data archive, Cologne. ZA5678 data file version 7.0.0. https://doi.org/10.4232/pairfam.5678.7.0.0

Greil, Arthur L.; Leyser-Whalen, Ophra; McQuillan, Julia; Shreffler, Karina M.; Lowry, Michele; Johnson, Katherine M. (2014): Patterns of seeing a doctor and self-labeling as infertile: A longitudinal analysis of a representative sample of US women. Paper presented at annual meeting of the Eastern Sociological Society, USA.

Helfferich, Cornelia (2001): Frauen leben. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

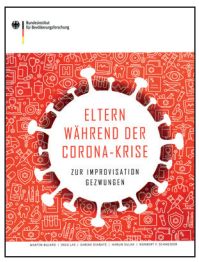
Johnson, Katherine M.; Greil, Arthur L.; Shreffler, Karina M.; McQuillan, Julia (2019): Fertility and infertility: Toward an integrative research agenda. In: Population Research and Policy Review 37, 641–666. https://doi.org/10.1007/s11113-018-9476-2

Oakley, Laura; Doyle, Pat; Maconochie, Noreen (2008): Lifetime prevalence of infertility and infertility treatment in the UK: Results from a population-based survey of reproduction. In: Human Reproduction 23, 447–450.

Passet-Wittig, Jasmin; Bujard, Martin; McQuillan, Julia; Greil, Arthur L. (2020): Is perception of inability to procreate a temporal phenomenon? A longitudinal exploration of changes and determinants among women and men of reproductive age in Germany. In: Advances in Life Course Research 45, 1-13. https://doi.org/10.1016/j.alcr.2020.100339

BIB-Broschüre „ELTERN WÄHREND DER CORONA-KRISE - ZUR IMPROVISATION GEZWUNGEN“

Die Folgen der Corona-Krise für Arbeit und Familie



Die seit März andauernde Corona-Krise hat Familien in Deutschland erheblich belastet. Wie stark und mit welchen Folgen, hat das BiB in einer aktuellen Broschüre untersucht. Darin rückt auch der durch das Geschehen veränderte Arbeitsmarkt mit seinen Auswirkungen auf Familie und Elternschaft in den Fokus.

Die Broschüre gibt zunächst einen Überblick über die Größenordnungen der von der Schließung von Kindertagesstätten und Schulen betroffenen Kinder und Eltern. Anschließend widmet sie sich den Veränderungen am Arbeitsmarkt in den Monaten des Lockdowns. Es wird das Ausmaß verdeutlicht, in dem es zu gravierenden Einschnitten in die normalen Lebens-, Arbeits- und Bildungsabläufe gekommen ist. Derartige Einschnitte hat es seit dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland nicht mehr gegeben.

Arbeiten im Homeoffice steigt deutlich an

Die Folgen für die Arbeitswelt sind gravierend. Besonders die Ausweitung des Homeoffice wird nach Ansicht von BiB-Direktor Prof. Dr. Norbert F. Schneider in Zukunft zu einer „irreversiblen Veränderung des Arbeitsmarktes führen“, wie er anlässlich der Vorstellung der Broschüre im Rahmen einer Pressekonferenz in Wiesbaden feststellte. So haben im Jahr 2018 nur 5 Prozent der Erwerbstätigen zumindest die Hälfte ihrer Arbeitstage zuhause gearbeitet. Während der Krise arbeiteten 23 Prozent der Erwerbstätigen überwiegend zuhause; somit hat sich der Anteil in kürzester Zeit mehr als vervierfacht. Gleichwohl gibt es hier Unterschiede nach Branchen und Bildung.

Geringerer Verdienst bei Müttern in systemrelevanten Berufen

Gerade für Eltern in systemrelevanten Berufen stellt sich die Situation als schwierig dar, zumal sie meist nicht zuhause arbeiten können. Dies gilt vor allem für arbeitende Mütter in Bereichen wie Krankenhäusern, Arztpraxen oder Lebensmittelverkauf, welche oft nur niedrig entlohnt werden. Ein Drittel der systemrelevant beschäftigten Mütter verdient weniger als 1.100 Euro. Viele arbeiten zudem in Teilzeit.

„Unsere Studie belegt, dass Mütter in systemrelevanten Berufen deutlich weniger verdienen als ihre Partner. Allerdings sind in den seltensten Fällen beide Elternteile gleichzeitig systemrelevant beschäftigt“, betont die Mitautorin der Broschüre, BiB-Wissenschaftlerin Dr. Inga Laß. Wenn die Mütter einer systemrelevanten Tätigkeit nachgehen und die Väter wegen fehlender Notbetreuung beruflich kürzertreten müssen, bedeutet das für die Familie besonders große finanzielle Einbußen.

Stärkere Beteiligung der Väter an der Familienarbeit

In Bezug auf das Familienleben hat die Krise dazu geführt, dass sich Väter deutlich stärker an der Familienarbeit beteiligen. „Der Anteil der Väter an der Familienarbeitszeit ist von zuvor etwa 33 Prozent auf 41 Prozent gestiegen. Väter haben in der Ausnahmesituation während des Lockdowns einen historisch hohen Anteil in der Aufteilung der Familienarbeit erreicht – freilich immer noch weniger als die Mütter“, stellt Studienmitautor PD Dr. Martin Bujard vom BiB fest. Daher kann von der vieldiskutierten Retraditionalisierung der Geschlechterrollen im Zuge der Corona-Krise nicht die Rede sein. Inwieweit die gesteigerte Beteiligung von Vätern an der Familienarbeit auch über die Corona-Krise hinaus anhalten wird, ist derzeit nur schwer vorherzusagen.

Bernhard Gückel

PUBLIKATION

Bujard, Martin; Laß, Inga; Diabaté, Sabine; Sulak; Harun; Schneider, Norbert F. (2020): Eltern während der Corona-Krise – Zur Improvisation gezwungen. Wiesbaden

www.bib.bund.de/Publikation/2020/pdf/Eltern-waehrend-der-Corona-Krise.pdf?__blob=publicationFile&v=7

INFORMATIONEN ZUM THEMA

www.bib.bund.de/DE/Service/Presse/2020/2020-07-Eltern-waehrend-der-Corona-Krise.html

www.bib.bund.de/DE/Service/Corona/Corona.html

Dr. Pavel Grigoriev im Interview mit BEVÖLKERUNGS**FORSCHUNG** *AKTUELL* zum REDIM-Projekt am BiB

Wirken sich lokale Bedingungen und nationale Gesundheitspolitiken auf die Sterblichkeit der Bevölkerung aus?

Seit August 2020 widmet sich das BiB im Rahmen eines neuen Forschungsprojekts dem Mortalitätsgeschehen in Europa. Unter der Leitung von Dr. Pavel Grigoriev werden im Projekt REDIM (Regionale Disparitäten in der todesursachenspezifischen Mortalität in Europa: die Rolle des lokalen Kontexts und nationaler Gesundheitspolitiken) erstmals systematisch und umfassend die anhaltenden und sich abzeichnenden regionalen Unterschiede in der Sterblichkeit in 21 europäischen Ländern und Regionen untersucht. Dabei stehen vor allem die Todesursachen im Fokus.

Auch wenn die Lebenswartung in den europäischen Ländern in den letzten Jahrzehnten deutlich angestiegen ist, gibt es nach wie vor große Unterschiede zwischen den Regionen. Die Ursachen hierfür sind vielfältig. So könnten beispielsweise unterschiedliche Sozial- und Gesundheitspolitiken eine Rolle spielen oder bestimmte gesundheitliche Verhaltensmuster in den Bevölkerungen. Bei der Suche nach Ursachen kommt erschwerend hinzu, dass kleinräumige Analysen des Mortalitätsgeschehens besonders im Hinblick auf die Todesursachen rar sind. Hier setzt das REDIM-Projekt an. Im Interview gibt Projektleiter Dr. Pavel Grigoriev einen Überblick über die Ziele und Hintergründe des Projekts.

Herr Dr. Grigoriev, welche Ziele verfolgt das REDIM-Projekt?

Wir erleben in den europäischen Ländern seit geraumer Zeit einen Mortalitätsrückgang, wodurch die Lebenserwartung der Menschen in den letzten Jahren nahezu überall angestiegen ist. Diese Entwicklung hat aber nicht alle geografischen Regionen in gleicher Weise erfasst. Somit stellt sich für die Ziele des Projekts die Frage, welche Regionen innerhalb Europas bzw. innerhalb einzelner Länder am meisten von Mortalitätsrückgängen profitieren und wie groß bei regionalen Unterschieden der Einfluss von Todesursachen ist. Dazu kommt die Frage, in welchem Maße in nationalen Grenzregionen Niveauunterschiede in der Gesundheitssituation zwischen den Bevölkerungen beidseits der Grenze festzustellen sind. Hier liegt der Fokus vor allem auf den nationalen Gesundheitspolitiken und den Folgen für das Mortalitätsgeschehen. Wenn es zum Beispiel zwischen benachbarten Grenzregionen zweier oder mehrerer Länder Unterschiede bei den Todesursachen gibt, stellt sich die Frage, inwieweit dies auf unterschiedliche nationale Gesundheitspolitiken zurückgeführt werden kann.

Welche Faktoren haben sich auf die Mortalitätsentwicklung in Europa ausgewirkt?

Wir gehen davon aus, dass die Ausbreitung des Mortalitätsrückgangs nicht notwendigerweise an nationale Landesgrenzen gebunden ist. Mit hoher Wahrscheinlichkeit überschreitet der Prozess politische Grenzziehungen und verbreitet sich in erster Linie über sogenannte Übertragungseffekte. Die Weiterentwicklung bei der Prävention und Behandlung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen tragen nach unserer Einschätzung am stärksten zu dieser Entwicklung bei.

Aus den erhobenen Daten ergeben sich aber auch andere interessante Fragestellungen. Etwa, inwieweit der Staatsaufbau eines Landes einen Einfluss auf regionale Mortalitätsunterschiede hat. Erzeugt die stärkere politische Autonomie bei der Gesundheitspolitik in föderal organisierten Ländern stärkere regionale Unterschiede im Vergleich zu zentralistisch organisierten Ländern? Und schließlich mit Blick auf den Integrationsprozess der EU: Hat der Beitritt zur EU die regionalen Gesundheitsdisparitäten in den beigetretenen Ländern beeinflusst?

Welche Länder werden untersucht? Welche Faktoren haben die Länderauswahl bestimmt?

Im Fokus des Projekts stehen insgesamt 21 europäische Länder und Regionen, die wir in drei geopolitische Gruppen eingeteilt haben. Dazu zählen westeuropäische Länder und Regi-

onen wie Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Italien, die Niederlande, Schweden, Österreich, die Schweiz und Westdeutschland. In der zweiten Gruppe widmen wir uns einer Auswahl von postkommunistischen Ländern und Regionen in Mittel- und Osteuropa wie der Tschechischen Republik, Ostdeutschland, der Slowakei, Ungarn sowie Polen. In diesen Ländern zeigten sich in den letzten Jahrzehnten rasche Verbesserungen bei der Lebenserwartung. Hier ist es interessant zu erforschen, wie diese positiven Trends die vorhandenen Mortalitätsunterschiede zwischen diesen Ländern beeinflussen. Dazu werden auch Länder der früheren Sowjetunion mit einbezogen. Hierzu zählen Belarus, die baltischen Staaten Estland, Litauen, Lettland, der europäische Teil Russlands und die Ukraine. Diese gewählten Länder sind aufgrund ihrer gemeinsamen Vergangenheit und dem folgenden Übergang zu nationaler Eigenständigkeit im Zuge der Transformationsprozesse im Hinblick auf Mortalitätsveränderungen besonders interessant.

Die bestmögliche vergleichende Perspektive war nicht der einzige Faktor, der die Wahl des Landes beeinflusste. Die Zusammensetzung der Länder wurde im Wesentlichen dominiert von der Frage der Verfügbarkeit von Daten zur Mortalitätslage und zu sozioökonomischen Indikatoren auf der lokalen Ebene.

In einigen Ländern Europas wurde bereits eine Übersterblichkeit durch das Corona-Geschehen festgestellt. Wird diese Entwicklung auch im Projekt Beachtung finden?

Obwohl die derzeitige Pandemie zum Zeitpunkt des Projektantrags nicht vorhersehbar war, stehen die Auswirkungen von COVID-19 auf räumliche Sterblichkeitsmuster nun im Mittelpunkt des REDIM-Projekts. Die COVID-19-Pandemie hat sich ungleichmäßig über und innerhalb der europäischen Länder ausgebreitet.

Die größte Herausforderung besteht darin, Faktoren zu identifizieren, die dafür verantwortlich sind. Wie haben sich unterschiedliche nationale und subnationale Gesundheitspolitiken und Strategien zur Bekämpfung der COVID-19-Pandemie auf die Sterblichkeit in bestimmten Regionen Europas ausgewirkt? Wie verändern die lokalen Bedingungen diese Auswirkungen? Die Beantwortung dieser Fragen ist wichtig, um in Zukunft wirksame Maßnahmen gegen COVID-19 und ähnliche Epidemien zu entwickeln. Dazu müssen wir jedoch geeignete Daten sammeln.

Ich bin überzeugt, dass die gesundheitlichen Folgen von COVID-19 in erster Linie auf der Grundlage von Mortalitätsdaten nach Todesursachen bewertet werden sollten, die routinemäßig von nationalen statistischen Ämtern erhoben werden. Leider dauert es ziemlich lange, bis solche Daten veröffentlicht werden. In einigen Ländern wie beispielsweise Deutschland können aufgrund des strengen Datenschutzes nicht einmal die aggregierten Daten für den gewünschten Detaillierungsgrad freigegeben werden. All dies stellt uns als Forscher vor zusätzliche Herausforderungen.

Bernhard Gückel

ZUR PERSON

Dr. Pavel Grigoriev arbeitet seit dem 1. August 2020 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am BiB. Er leitet das Projekt REDIM (Regionale Disparitäten in der todesursachenspezifischen Mortalität in Europa: die Rolle des lokalen Kontexts und nationaler Gesundheitspolitiken). Bevor er ans BiB kam widmete sich der Demograf am Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock unter anderem Themen aus den Bereichen Sterblichkeit und Gesundheit in Deutschland und Osteuropa.

INFORMATIONEN ZUM PROJEKT

Für die Umsetzung des Forschungsprojekts am BiB erhält Dr. Pavel Grigoriev über fünf Jahre verteilt einen Starting Grant des Europäischen Forschungsrats (ERC) in Höhe von 1,42 Millionen Euro. Neben Dr. Grigoriev haben 18 weitere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Sozial- und Geisteswissenschaften im Jahr 2019 ERC Starting Grants nach Deutschland geholt, um damit eine eigene Forschungsgruppe zu leiten. Bis zu 1,5 Millionen Euro können pro ERC Starting Grant-Projekt vergeben werden.

www.bib.bund.de/DE/Aktuelles/2020/2020-04-14-REDIM.html

Wissenschaftliches Buch in Kürze

Scheidung – und dann? Trennungsfolgen im Lebensverlauf

Wie wirkt sich eine Scheidung oder Trennung auf das Leben von Eltern und Kindern aus? Angesichts stagnierender Scheidungsraten auf hohem Niveau in vielen europäischen Ländern untersuchen die Beiträge des Bandes zentrale Aspekte für den Lebensverlauf getrennter und geschiedener Paare mit Kindern.

Über Lebensverläufe von getrennten und geschiedenen Paaren mit Kindern gibt es gerade im europäischen Raum kaum wissenschaftliche Erkenntnisse. Daher möchte dieser Band einen Beitrag dazu leisten, diese Forschungslücke anhand von Befunden aus mehreren europäischen Ländern zu schließen. Dies eröffnet der Forschung neue Möglichkeiten, um zu verstehen, wie Verhalten und Bedingungen vor oder während einer Scheidung bzw. Trennung das spätere Verhalten und Wohlbefinden beeinflussen.

Im Zentrum der Untersuchung stehen dabei vier miteinander verknüpfte Bereiche des Familienlebens nach einer Trennung: die *wirtschaftlichen Folgen*, die *Beziehungen zwischen den getrennten Eltern und dem Kind*, das *Wohlbefinden von beiden* sowie die *gesundheitlichen Folgen* von Scheidung und Trennung. Dabei richtet sich der Blick auch auf die Frage, wie sozialpolitische Maßnahmen das Wohlergehen von Eltern und Kindern nach einer Scheidung und Trennung beeinflussen.

Nach einer Scheidung bzw. Trennung ist für Mütter die Wahrscheinlichkeit finanzieller Einbrüche höher als für Väter, zumal sie sich häufig im Zuge der Kinderbetreuung vom Arbeitsmarkt zurückgezogen oder in Teilzeit gearbeitet haben. Mit welchen Strategien sie dabei die neue Situation nach der Trennung bewältigen und vor welchen Schwierigkeiten sie stehen, ist unter anderem Thema im ersten Teil des Bandes. Im Blickpunkt stehen hier unter anderem Belgien, Schweden und Westdeutschland.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kind

Neben der ökonomischen Lage belasten auch weitverbreitete negative soziale Wahrnehmungen alleinerziehender Mütter das Verhältnis zu ihren Kindern: Weniger verfügbare Zeit für die Kinder und das Gefühl fehlender Souveränität sowie mangelndes Selbstvertrauen in Erziehungsfragen beeinträchtigen die Beziehung aus Sicht der Mütter, wie im zweiten Teil anhand einer Studie aus Schweden gezeigt wird. Wie gut der Kontakt zwischen Vater und Kind funktioniert, hängt darüber hinaus auch davon ab, ob die Mutter ein positives oder negatives Bild vom Vater hat. Ein negatives Image kann für Konflikte sowohl zwischen den Ex-Partnern als auch für eine Beeinträchtigung der Vater-Kind-Beziehung sorgen.

Einflüsse auf Gesundheit und Wohlbefinden

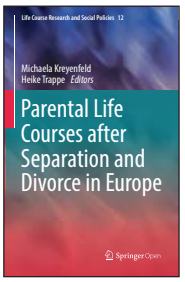
Eine Scheidung bzw. Trennung hat Folgen für das Wohlbefinden aller Familienmitglieder. So wird im dritten Teil des Bandes am Beispiel einer Studie aus Flandern zunächst die Perspektive der Kinder betrachtet. Sie berichten von Gefühlen der Einsamkeit, insbesondere nachdem ihre Eltern wieder in einer neuen Beziehung leben. Aber laut einer litauischen Studie leiden auch die Väter, wenn die Qualität ihrer Beziehung zu ihrem Kind als schlecht empfunden wird. Befunde aus Deutschland weisen darauf hin, dass das Wohlbefinden der Eltern auf unterschiedliche Weise geprägt ist. Bei den Müttern wird das Wohlbefinden häufig durch die finanzielle Lage beeinträchtigt, bei Vätern eher durch einen reduzierten Kontakt zu den Kindern. Sicher ist aber, dass der Einstieg in eine neue Beziehung einen stark positiven Effekt sowohl für das Wohlbefinden der Väter als auch der Mütter hat.

Wie sehr eine Trennung oder Scheidung die betroffenen Kinder auch im jungen Erwachsenenalter gesundheitlich beeinträchtigt, wird im vierten Teil des Bandes analysiert. So untersucht eine Studie aus den Niederlanden junge Menschen zwischen 25 und 35 Jahren, die in der Kindheit eine Trennung der Eltern erlebt haben. Sie berichten von depressiven Zuständen, vor allem jene, die massiven Trennungsauseinandersetzungen zwischen ihren Eltern ausgesetzt waren. *Bernhard Gückel*

DOWNLOAD DES BANDES

https://link.springer.com/content/pdf/10.1007%2F978-3-030-44575-1.pdf

DAS BUCH



Michaela Kreyenfeld; Heike Trappe (Hrsg.) (2020): Parental Life Courses after Separation and Divorce in Europe. Springer International Publishing (Open Access)

WUSSTEN SIE SCHON ...

... dass in Deutschland 2019 mit 9,4 Geburten je 1.000 Einwohner etwas mehr Kinder geboren wurden als im EU-Durchschnitt mit 9,3 Geburten (Zahl der Geburten je Einwohner)? In Westeuropa lagen 2019 Irland (12,1) und Frankreich (11,2) an der Spitze. Das Ende markieren Griechenland (7,8), Spanien (7,6) und Italien (7,0). (Quelle: Eurostat)

KURZ ZUM SCHLUSS

In Deutschland hatten 2019 über 21 Millionen Menschen (26 Prozent der Bevölkerung) einen MIGRATIONSHINTERGRUND, 2,1 Prozent mehr als 2018.
www.destatis.de

In Belgien bekommen im Gegensatz zu Deutschland höhergebildete FRAUEN ähnlich viele Kinder wie jene mit mittlerer und geringer Bildung. Woran liegt das?
doi.org/10.1002/psp.2342

Im Osten Deutschlands liegen mehr Landkreise mit niedriger LEBENSERWARTUNG als im Westen. Relativ hoch ist sie in Baden-Württemberg und Südbayern.
www.aerzteblatt.de/

Ist das weltweite BEVÖLKERUNGSWACHSTUM bald vorbei? Mit dieser Frage beschäftigt sich eine neue Studie im Journal „The Lancet“.
doi.org/10.1016/S0140-6736(20)30677-2

Optisch neu gestaltet präsentiert sich das Bund-Länder-DEMOGRAFIEPORTAL. Zugleich ist das neue Format der „Ländermonate“ mit Informationen und Hintergründen zur demografischen Situation in den Bundesländern gestartet. Den Anfang macht Baden-Württemberg. Ziel ist es, ein deutschlandweites Netzwerk zur Gestaltung des demografischen Wandels sicht- und nutzbar zu machen.
www.demografie-portal.de